

6.3 VOM PROBLEMBÄREN ZUR WAHLVERWANDTSCHAFT: FÜR EINE REFORMULIERUNG EINES SOZIOLOGISCHEN PARADIGMAS

Wenn es nun an die Reflexion der empirischen Ergebnisse geht, soll zunächst ein Kritikpunkt vorweggenommen werden: Denn obwohl der Anspruch besteht, nicht, wie Burawoy, das Altbekannte in eine neue Ordnung zu bringen, könnte man der Untersuchung aufgrund der hier präsentierten Ergebnisse vorwerfen, dass sie prinzipiell auf empirischer Ebene nichts fundamental Neues zum Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand darlegt. Dieser Kritik mag man zum Teil recht geben. Man könnte sie auch im positiven Sinne dahin gewendet sehen, dass die hier vorliegenden Ergebnisse von bestehenden Erkenntnissen abgesichert sind. Dem Kritikpunkt steht entgegen, dass in den vorausgegangenen Punkten 6.1 und 6.2 bereits zahlreiche Aspekte vorgestellt wurden, die sich als Beitrag zu einer theoretischen und methodologischen Fundierung einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie verstehen und die damit auch eine neue Perspektive auf das Grenzproblem eröffnen.

Einer der theoretischen Beiträge, die sich aus den Befunden eines Autoritätsdefizits und eines Identitätsdefizits ergeben, ist, wie bereits konstatiert, die Differenzierung in disziplinäre und individuelle Selbstbeschreibungen. Zudem ist es die Erkenntnis, dass die Soziologie nicht nur Grenzen nach außen zieht, also zu ihrem Untersuchungsgegenstand, sondern auch nach innen, also zu ihrer Community. Daraus ergibt sich, wie in 5.3 beschrieben, ein folgenreiches Problem für die Soziologie, das als Innovationsdilemma markiert wurde. Denn in dem Maße, in dem die Soziologie letztlich mit sich selbst und ihrer eigenen Rückversicherung beschäftigt ist, ist sie damit befasst, die Disziplin zu bewahren bzw. einen kognitiven Kern zu stabilisieren, also ihre Tradition zu finden und zu wahren. Die damit verbundene These ist, dass dies insbesondere deshalb geschieht, da sie selbst in ihrem Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand einen „Problem-bären“ sieht, der sie einerseits dazu anhält, auf unterschiedliche Weise epistemische Autorität nach außen zu produzieren und andererseits ihre eigene Identität nach innen zu sichern. Im Zusammenhang mit den diversen Identitätstypen, die in 5.2 dargestellt wurden, zeigte sich jedoch, dass sich die Innovatoren der Disziplin eher an ihren Rändern befinden sowie selber nur über begrenztes Interesse verfügen, den Kern der Disziplin mitzubestimmen.

Zunächst soll es nun darum gehen, Ursachen für die aufgezeigten Ergebnisse zu finden. In einem zweiten Schritt wird ein Perspektivwechsel vorgenommen. Dieser versteht sich als Angebot, ein soziologisches Paradigma der Wahlver-

wandschaft zu formulieren, um den hier vorgefundenen Konflikten eine konstruktive Wendung zu geben.

Zunächst sind die Ursachen in Aspekten zu finden, die bereits angesprochen wurden: Die Soziologie hat sich in ihren Anfängen weder kognitiv konsolidiert noch verfügt sie über einen festen kognitiven Kern. Zudem war sie seit ihren Anfängen der Herausforderung ausgesetzt, sich in ihrer Einzigartigkeit und Wissenschaftlichkeit anderen Disziplinen gegenüber abzugrenzen. Doch letztlich beruht ihr Wissen auf dem (Alltags-)Wissen ihres Untersuchungsgegenstandes. Sie muss also auch ihr Wissen von anderen Wissensformen abgrenzen. In den letzten Jahren und Jahrzehnten haben jedoch die Angebote zur Deutung des Sozialen eher zu- als abgenommen, man denke an private Think Tanks, an die Ausweitung des journalistischen Angebots, die Entstehung einer Reihe interdisziplinärer, sozialwissenschaftlich orientierter Studiengänge, die mit einer Ausweitung des Bildungsangebotes einhergeht, und nicht zuletzt an die oft konstatierte „Versozialwissenschaftlichung“ der Gesellschaft. Die Soziologie scheint in diesen Zeiten zunehmend unter Beweis stellen zu müssen, dass die Produktion ihrer Art von Wissen einzigartig ist, um ihre epistemische Autorität zu behaupten. Aus den Interviews ging hervor, dass die Soziologie selbst deshalb nur im Wissensmodus vorkommt: Das, was sie produziert, ist distinktiertes Wissen über die Gesellschaft. Sie besitzt die Autorität über diese Form der Beschreibung und sie fertigt keine Anleitungen zum Handeln im Sinne spezifischer Produkte an.

Wieso jedoch, könnte man nun fragen, sieht die Soziologie denn in ihrem Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand überhaupt ein derartiges Problem bzw. Defizit? Eine Antwort darauf ist, dass sie sich in Hinblick auf ihre Orientierung als Wissenschaft überwiegend an der Externalisierung ihres Gegenstandes orientiert. Das bedeutet, dass, auch wenn die Soziologie ihren Gegenstand in ihre Selbstbeschreibung einbezieht (Prinzip der Inklusion), er doch in der einen oder anderen Weise als Problembär spezifiziert wird, mit dem sie umzugehen hat.

Konzeptualisiert man jedoch das Verhältnis dementsprechend, dann steht man zwangsläufig vor dem Problem der Doppelstruktur der Soziologie als Grenzproblem der Soziologie. Oder, wie Luhmann es beschreibt: „Die Soziologie kann nur als Wissenschaft vorkommen. Sie hat keine andere Arbeitsgrundlage.“ (Luhmann, 1993, S. 252) Sie hat es jedoch nicht in der gleichen Weise wie die Naturwissenschaften geschafft, sich als sogenannte Wissenschaft zu beweisen. Sie hat weder explizite Nachweise über ihre Nützlichkeit gebracht noch institutionelle Pufferzonen in Hinblick auf ihre Relevanz eingerichtet, die die sogenannte „Grundlagenforschung“ in Hinblick auf ihre Glaubwürdigkeit rechtfertigen könnten. Der Versuch der Verwendungsforschung in den 1970er-Jahren, solche Nachweise zu produzieren, ist nicht geglückt, im Gegenteil: Sie hat viel-

mehr eine Semantik produziert, die auf die explizite Demarkation zwischen „wissenschaftlich“ und „public“ abzielt. Damit markiert sie nicht nur ihr relevantes Wissen innerhalb der Gesellschaft. Sie hebt damit zugleich hervor, dass es auch eine dezidiert wissenschaftliche Seite der Soziologie gibt, die eben nicht öffentlich ist. Interessanterweise unterscheidet sie sich in diesem von ihr produzierten Diskurs stark von den Naturwissenschaften. Denn diese haben es weder nötig, eine Ideologie der puren Wissenschaft zu reproduzieren, da sie ja maßgeblich an der Entwicklung einer solchen Ideologie beteiligt waren, noch besteht bei den Naturwissenschaften die Notwendigkeit, ihren grundlegenden Nutzen bspw. im Sinne einer „public chemistry“ semantisch hervorzuheben. Hier zeigt sich letztlich wiederum das Autoritäts- wie auch Identitätsdefizit der Soziologie.

Deshalb wäre es nur im Sinne der Soziologie selbst, ihre Doppelstruktur nicht als Schwäche, sondern als Stärke zu sehen. Wie wird bereits gehört haben, geht ein Teil der Literatur von einer Co-Produktion oder Co-Konstitution von Sozialwissenschaften und Gesellschaft bzw. Staat auf der Makroebene aus (Porter, 1995; Desroisères, 1994; Rueschemeyer et al., 1996; Scott, 1998; Nowotny, 1994; Wagner, 1990, siehe auch Kapitel 2.2.3). Reinhart (2016) setzt diese Co-Produktion in Zusammenhang mit dem Beitrag der Sozialwissenschaften zu einer „sozialen Innovation“ der Gesellschaft, weil sie durch ihre Beiträge eine Selbstthematisierung der Gesellschaft ermöglichen. Diese Perspektive wäre nun ebenfalls auf der Mikroebene anzuwenden, also auf der Ebene der Forschenden selbst. Denn wie die hier vorliegende Arbeit gezeigt hat, hat die Doppelstruktur der Soziologie nicht nur Auswirkungen auf theoretisch angelegte Selbstbeschreibungen auf der Systemebene, sie stellt auch ein konkretes Handlungsproblem für Soziologinnen und Soziologen dar und äußert sich überwiegend in deren Unsicherheit, wie sie sich ihrem Untersuchungsgegenstand gegenüber positionieren sollen und inwieweit ihr Wissen über Gesellschaft überhaupt über epistemische Autorität verfügt. Zudem führt die Doppelstruktur zu einem Innovationsdilemma der Soziologie. Epistemische Autorität zu produzieren, das bedeutet auch, dass eine Soziologie im Wissensmodus und nicht im Handlungsmodus zu einem konstitutiven Element der Selbstbeschreibung der Soziologie wird.

Solange sie sich an einem Modell von Wissenschaft orientiert, das auf die Markierung und Externalisierung bzw. Objektivierung ihres Untersuchungsgegenstandes angewiesen ist, wird die Soziologie immer ein Autoritäts- und ein Identitätsdefizit haben. Lepenies (1985) hat die Soziologie bereits als dritte Kultur zwischen Wissenschaften und Literatur beschrieben. Hier entwirft er letztlich ein Spannungsfeld zwischen einer szientistischen und einer literarischen Soziologie. Folgt man der Argumentation Osreckis (2011), so haben sich die Erzählformen der Soziologie in eine wissenschaftliche und eine der Medienintellektuellen

ausdifferenziert. Lepenies stellt wie Osrecki diese beiden Orientierungen einander gegenüber. Die Soziologie befindet sich also zwischen den Stühlen. Sie steht in Konkurrenz mit anderen Disziplinen, die ihr ihre Wissenschaft streitig machen, und konkurriert mit literarischen Gesellschaftsbeschreibungen. Knie (2005) konstatiert in diesem Zusammenhang, dass die Soziologie deshalb überwiegend mit ihrer institutionellen Sicherung beschäftigt ist.

Die hier vorgeschlagene Sichtweise ist eine andere. Sie lehnt sich in gewisser Weise an Boltanskis neopragmatischen Blickwinkel an, geht aber insofern darüber hinaus, als sie einen Paradigmenwechsel oder zumindest einen Perspektivwechsel der Soziologie in Bezug auf ihr Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand einfordert: Statt als Problembären könnte sie dieses Verhältnis konstruktiver als Wahlverwandtschaft der Soziologie mit der Gesellschaft auch auf der Mikroebene auffassen. Der Begriff der Wahlverwandtschaft soll hier metaphorisch für das enge Verhältnis stehen, in dem Soziologie und Gesellschaft sich befinden und einander beeinflussen.¹⁰²

102 Ursprünglich in der Chemie gebräuchlich, bezeichnet der Ausdruck „Wahlverwandtschaft“ oder auch „elective affinities“ die Vorstellung davon, dass Stoffe, die miteinander reagieren, eine Art Verwandtschaft zueinander haben müssten. Bereits Ende des 18. Jahrhunderts entstanden diverse Arbeiten zu den „elective affinities“ unterschiedlicher Elementgruppen. Tobern Bergmann veröffentlichte 1775 seine „Dissertation on elective attractions“, William Whewell die „History of scientific ideas“ 1858. Der Begriff wurde von den Geistes- und Sozialwissenschaften aufgegriffen und umformuliert. Prominentestes Beispiel dafür ist der Roman „Wahlverwandtschaften“ von Johann Wolfgang von Goethe (2005[1809]). Er appliziert den Begriff auf das Zusammenwirken menschlicher Beziehungen. Auch Max Weber prägte den Begriff der Wahlverwandtschaften insbesondere im Kontext seines Artikels zur protestantischen Ethik (Weber, 2002a). Seine Absicht war es – entgegen gängigen Vorstellungen zur Entwicklung des Kapitalismus, die sich überwiegend auf wirtschaftliche Faktoren beriefen –, eine Verbindung religiöser, sozialer und politischer Einflüsse herzustellen: „Dabei kann nun angesichts des ungeheuren Gewirrs gegenseitiger Beeinflussungen zwischen den materiellen Unterlagen, den sozialen und politischen Organisationsformen und dem geistigen Gehalte der reformatorischen Kulturepochen nur so verfahren werden, daß zunächst untersucht wird, ob und in welchen Punkten bestimmte ‚Wahlverwandtschaften‘ zwischen gewissen Formen des religiösen Glaubens und der Berufsethik erkennbar sind. Damit wird zugleich die Art und allgemeine Richtung, in welcher infolge solcher Wahlverwandtschaften die religiöse Bewegung auf die Entwicklung der materiellen Kultur einwirkte, nach Möglichkeit verdeutlicht.“ (Weber, 2002a, S. 196 f., Hervorhebung im Original)

Die Dichotomisierung in ein „Innen“ und „Außen“, die für die Naturwissenschaften probates Mittel ist, um ihre wissenschaftliche Ideologie zu etablieren, würde mit dieser Sicht aufgelöst werden. So wäre auch der Innovationsbegriff ein anderer: Die Soziologie wäre, in Anlehnung an die Aussagen von Reinhart (2016), gleichzeitig Senderin und Empfängerin gesellschaftlicher Deutungsangebote. Ihre Innovationsleistung bestünde deshalb nicht nur darin, Deutungsangebote für die gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen bereitzustellen (Reinhart, 2016). Vielmehr ist die Soziologie in Hinblick auf ihre Wahlverwandtschaft mit der Gesellschaft gleichzeitig Innovationsquelle und Innovationsrezeptor.

Aus dieser Sicht würde das Grenzproblem der Soziologie kein Handlungsproblem für Forschende darstellen, sondern diese zu prädestinierten Beschreibern des Sozialen erheben. So gesehen ist die ontologische Verstrickung der Soziologie mit ihrem Untersuchungsgegenstand kein Makel; die Soziologie könnte aus der Not eine Tugend machen. Sie besitzt einen exklusiven Zugang zu ihrem Untersuchungsgegenstand, da sie selbst auf dessen Wissen aufbaut. Sie verfügt über adäquate Theorien und Methoden, diesen Gegenstand zu beschreiben, dessen Teil sie selbst ist. Es ist genau das Einfordern und Etablieren eines eigenen soziologischen Paradigmas, mit dem sie einerseits auf die hier beschriebenen Defizite und Dilemmata reagieren kann. Auf der anderen Seite könnte sie damit zudem wissenschaftspolitischen Forderungen nach instrumentellen Nützlichkeitsnachweisen etwas entgegensetzen und gerade ihren Wert in Hinblick auf immer unübersichtlicher werdende Alternativangebote der Beschreibung des Sozialen demonstrieren. Dies erfordert mehr denn je einen reflexiven Umgang mit dem Untersuchungsgegenstand. Die Soziologie muss also in Hinblick auf ihren Untersuchungsgegenstand selbst reflexiv werden. Das Instrumentarium dazu stünde ihr zur Verfügung.

